

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 88 (1943)
Heft: 35

Anhang: Das Jugendbuch : Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften : herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, August 1943, Nr. 4

Autor: Bracher, H. / Suter, Rob.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS JUGENDBUCH

MITTEILUNGEN ÜBER JUGEND- UND VOLKSSCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN VON DER JUGENDSCHRIFTENKOMMISSION DES SCHWEIZ. LEHRERVEREINS
BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

AUGUST 1943

9. JAHRGANG, NR. 4

Eine schweizerische Robinson-Crusoe-Bearbeitung

Die kürzlich im Verlag Benziger & Cie. in Einsiedeln erschienene Bearbeitung von W. Hoff veranlasste mich, die im Katalog «Das gute Jugendbuch» (herausgegeben von der Schweiz. Jugendschriftenkommission) empfohlenen Robinson-Ausgaben kritisch miteinander zu vergleichen. Es sind dies die folgenden Bearbeitungen:

1. die des Stalling-Verlages von Will Vesper;
2. die von Alfred Zacharias aus dem Wiking-Verlag;
3. die anonyme der «Guten Schriften» und
4. die oben genannte.

Es ergaben sich als Resultat dieser Arbeit eine Reihe von Gesichtspunkten, die m. E. bei einer Bearbeitung des Robinson-Romanes von Daniel Defoe für den Gebrauch in Schweizer Schulen oder für die Hand des Schweizer Schülers zu beachten wären. Sie seien nachfolgend gedrängt formuliert und kommentiert:

1. Pädagogisch und künstlerisch wesentlich und wertvoll ist am Roman einzig das Inselerlebnis des Helden. Die Abenteuererzählungen, die der Dichter diesem Wesentlichen vorausgehen und nachfolgen liess, können in einer Bearbeitung für die Jugend füglich weggelassen werden.

«Robinson Crusoe», erschienen 1719, ist der erste einer langen Reihe von Reise- und Abenteuerromanen, die der ungemein fruchtbare englische Schriftsteller (die Zahl seiner Werke übersteigt 250) geschrieben hat. Bis zu seinem 59. Jahre hatte er sich hervorragend politisch betätigt als Parteigänger der antistaatskirchlichen Dissenters und der liberalen Whigs. Er war dabei verarmt, trotzdem gewisse seiner politischen Schriften, wie «Essay on projects», die hohe Anerkennung seiner Zeitgenossen fanden. Die Unterhaltungsromane, die dann seiner gewandten Feder entflossen, sollten ihn wirtschaftlich wieder in die Höhe bringen. Gleich der erste war ein Welterfolg; aber kein finanzieller Erfolg für ihn; er hatte Mühe gehabt, für seinen Robinson einen Verleger zu finden, und als er das Manuskript endlich angebracht hatte, musste er sich mit einer Abfindung von zehn Pfund Sterling zufrieden geben. Die Not trieb ihn zur Vielschreiberei. Er liess dem ersten Robinson-Bande gleich eine Fortsetzung folgen. Mit der Begründung, in Robinson sei nach dem frühen Tod seiner Frau der unwiderstehliche Reisetrieb wieder erwacht, lässt er den über Sechzigjährigen abermals zur See gehen und während weiteren zehn Jahren die absonderlichsten Abenteuer auf Madagaskar und in China und Sibirien erleben. Was er, d. h. der Dichter, über diese Länder zu erzählen weiss, entnahm er Reiseberichten damaliger Zeit und kompilierte sie mit Erlebnissen eigener Erfin-

dung. Aber von der Intuition und dem geistigen Schwung des ersten Buches ist wenig mehr zu spüren.

Das Robinson-Erlebnis des ersten Bandes selbst ist eingeleitet mit einer Reihe von Abenteuern zur See und zu Land, die uns Heutige nur mehr da interessieren und einleuchten, wo die psychologischen Voraussetzungen für das Insel-Erleben geschildert sind. Am Meere aufgewachsen, täglich das Ein- und Ausfahren der Schiffe beobachtend, erwacht in dem jungen Robinson der unwiderstehliche Drang zur See und zu Abenteuerfahrten. Er erlebt den ersten Sturm und einen Schiffbruch; aber diese Erlebnisse schrecken ihn nicht ab. Er muss einer innern Dämonie folgen und Seefahrer werden. Er unternimmt die erste Geschäftsreise an die Guineaküste — sie wird (nach der Uebersetzung von Karl Altmüller in Meyers Volksbüchern) auf einer halben Seite abgetan. Da das Unternehmen Gewinn eingebracht, tritt er sofort die zweite Guineareise an, wird aber unterwegs durch maurische Seeräuber abgefangen und in die Sklaverei verschleppt. Zwei Jahre lang steht er nun im Dienste eines Herrn, des Kapitäns der Seeräuber. Aber man vernimmt von seinem Erleben während dieser Zeit nichts anderes, als dass er beim Fischfang behülflich war und dabei Fluchtpläne schmiedete. Die Flucht gelingt endlich, vollzieht sich aber unter so unwahrscheinlichen Umständen und mit so unmöglichen geographischen Vorstellungen in der Schilderung, dass der heutige Leser darob den Kopf schüttelt. So fährt Robinson in Begleitung eines Mohrenknaben in einem kleinen Segelboot von Marokko über die Kap Verdeschen Inseln an die Guineaküste — das sind einige tausend Kilometer. Unterwegs gehen die beiden mehrmals an Land, um frisches Wasser und Lebensmittel zu gewinnen und geraten dabei in gefährliche Abenteuer mit wilden Bestien, denen sie aber dank ihrer Schiesskunst Meister werden. Sie sind nämlich in der Gegend an Land gegangen, die von den Mohren und den Negeren aufgegeben worden, «weil so erstaunlich viel Tiger (sic!), Löwen, Leoparden und andere wilde Tiere dort hausen». Was weiter erzählt wird von ihrem Zusammentreffen mit den Negeren, ist ebenso unwahr wie belanglos.

Auch der Teil der Geschichte, in dem erzählt wird, wie Robinson in Brasilien ein erfolgreicher Plantagepflanze, dann Supercargo einer Expedition zur Gewinnung von Sklaven wurde, kann heutige Leser kaum mehr interessieren. Da ist alles zu sehr nur oberflächlicher Bericht, der mit Wirklichkeit nichts zu tun hat.

Soll dieser Vorbericht nun in eine Bearbeitung für jugendliche Leser übernommen werden? Ich meine Nein! Er ist auch künstlerisch nicht notwendig. Der jugendliche Held ist schuldig geworden dadurch, dass er gegen den Willen seiner Eltern zur See ging. Für diese Schuld wird er durch den Schiffbruch und die darauffolgenden Jahre der Inseleinsamkeit schreck-

lich bestraft. Dieser psychische Unterbau genügt voll- auf, um dem kindlichen Leser die Genugtuung zu verschaffen, dass sich Robinsons Schicksal nach dem Gesetz von Schuld und Sühne abgespielt hat, wie es seiner Erkenntnis entspricht. Nach dem Gesetz der Identifikation wünscht der Leser, dass dem schuldigen Helden nach vollzogener Sühne wieder das Glück winke. Dessen ist er gewiss in dem Momente, da Robinson als alter erfahrener und mit irdischen Glücksgütern gesegneter Mann die Heimat Erde betritt. Was über diesen versöhnenden Ausklang der Geschichte hinausgeht, ist künstlerisch zu viel und schwächt nur den Gesamteindruck ab. Die auf eine volle künstlerische Wirkung zielende Bearbeitung wird also auf die Abenteuererzählungen verzichten, die dem Inselerlebnis vorausgehen, aber auch auf die Abenteuer, die Defoe dem heimkehrenden Robinson noch zuge- dacht hat. Er lässt ihn nämlich von Lissabon aus auf dem Landwege nach London zurückreisen. Dies mit der nicht sehr schlüssigen Begründung, Robinson hätte eine plötzliche unerklärliche Abneigung gegen das Reisen zur See empfunden. So kommt der Held dann zu den sensationellen Jagdabenteuern mit Bären und Wölfen in den Pyrenäenwäldern, die ihm ganz gut das Leben hätten kosten können, wenn er und Freitag nicht so fabelhafte Meisterschützen gewesen wären. Es ist typischer Schund, der hier geboten ist; in eine Jugendschrift gehört diese Partie nicht.

2. Eine Bearbeitung, die sich in der Darstellung der äusseren Erlebnisse des Helden erschöpft, ist zu verwerfen. Die Bearbeitung muss auch hier die see- lischen Erlebnisse des Helden zur Geltung bringen.

Hermann Hettner hat Defoes künstlerische Leistung in höchsten Tönen gepriesen. «Was den Robinson zum Robinson macht», schrieb er in seinem Vortrag «Robinson und die Robinsonaden» (Berlin 1854), «die ent- zückende Meisterschaft der künstlerischen Form und die überraschende Tiefe des Inhalts gehören einzig und allein unserm Defoe, der sich durch diese Schöp- fung den bedeutendsten Dichtern aller Zeiten anreihet». In der Tat steht Defoes Kleinmalerei, sein Bestreben, alles Geschehen zu deuten und Robinsons Handeln psychologisch zu begründen oder nachträglich zu rechtfertigen und mit Reflektionen für den Leser erzieherisch fruchtbar zu machen, dem modernen Realismus schon ganz nahe. Man darf den Dichter füglich als den Vorläufer der Romantiker und Neoro- mantiker von Jean Paul bis Gottfried Keller empfin- den. «Die bewunderungswürdige Kunst» — so formu- liert das Hettner — «mit der unser Dichter die zwin- gende Glaubwürdigkeit erreicht hat, besteht in der ganz ungewöhnlichen Feinheit und Naturwahrheit der psychologischen Charakterzeichnung, und, was gar nicht hoch genug anzuschlagen ist, in seiner äusserst lebendigen Kleinmalerei, d. h. in seiner liebevollen und sorgfältigen Ausführung selbst des scheinbar Gleichgültigsten und Unbedeutendsten». Hiefür ein Beispiel: Die Entdeckung menschlicher Fußspuren weckt in Robinson einen Sturm von Gefühlen der Furcht und der Angst, der sich stündlich steigert. Diese Steigerung ist auf anderthalb Dutzend Seiten so kunstvoll aufgebaut, dass der Leser — auch der von heute noch — unfehlbar in ihren Bann gezogen wird. Der kindliche Leser jedenfalls lebt diese Angst in atemloser Spannung mit und atmet erst auf, wenn Robinsons Sicherung gegen nächtliche Ueberfälle die geschilderte vollkommene ist.

Solche Beispiele minutiöser psychologischer Detail- schilderungen findet man in Defoes Roman auf Schritt und Tritt. Sie machten das Buch für den damaligen Leser, dem solcher Realismus etwas ungewohnt Neues war, zur interessanten Lektüre.

Für die Jugend von heute empfiehlt sich eine Kür- zung solcher reflektierender Partien. Namentlich da, wo sie ins Irrationale abgleiten und nur dem erwach- senen Leser zugänglich sind. Hingegen darf sich der Bearbeiter Defoe zum Vorbild nehmen überall da, wo Robinsons Empfindungen und Gemütszustände psy- chologisch richtig und ohne Schwulst geschildert sind. Auch an solchen Stellen ist Defoes Roman reich. Hettner hebt mit Recht die treuherzige, ja kindliche Art des Defoeschen Robinson hervor, er steht darin der Jugend unmittelbar nahe. Er ist in der Tat kein Held im heldischen Sinne. Er nimmt die Gefahren des Alleinseins, auch die bloss eingebildeten, ernst, ja nur zu ernst; sie erweisen sich meist als nicht vor- handen zur grossen Genugtuung des kindlichen Lesers, der ja mit gleicher Furcht vor dem Unbekannten — dem Rest von Urfurcht aus der Zeit, da alle Men- schen als Robinsone in der unerkannten Natur stan- den — belastet ist.

Nach dieser Feststellung komme ich zum dritten Gesichtspunkt.

3. Die Bearbeitung muss dem ethisch-religiösen Gehalt des Urrobinsons gerecht werden, aber ohne frömmelnde Zutaten.

Die Jugendschrift soll erziehen. Der Robinson- stoff bietet dazu eine Fülle von Möglichkeiten. Gerade im Hinblick auf die Furcht als eine der Hemmun- gen, die der gradlinigen Entwicklung des Kindes zum freien Menschen entgegenstehen. Die Urfurcht, d. i. die Angst vor wilden Tieren und vor zerstörenden Naturkräften, kennt das heutige Kind im allgemeinen nicht mehr. Wissenschaft und Technik haben in kriegs- loser Kultur den Menschen ein Sicherheitsgefühl gegeben, das durch gelegentliche Naturkatastrophen kaum erschüttert werden kann. Das Kind fühlt sich zudem getragen von der elterlichen Liebe, die die Gefahren von ihm fernhält. Hingegen trägt es als Mensch den Zwiespalt des Wollens und des Sollens mit sich herum, das Schuldgefühl, seinen Pflichten dem «Gesetz» gegenüber, d. i. dem, was Eltern und Lehrer von ihm verlangen und erwarten, nicht gerecht geworden zu sein. Strafe für begangene Sünde bedeu- tet für das Kind Entlastung; vorausgesetzt, dass sie angemessen ist. Sogar literarische Entsühnung bedeu- tet Entlastung. Robinson ist seinen Eltern und der Schule entflohen; er trägt ein schlechtes Gewissen mit sich herum. Er erfährt die Inselverlassenheit als Strafe. Er demütigt sich vor Gott und entsühnt sich dadurch. Das religiöse Erlebnis wird ihm zur Stär- kung und Wiederaufrichtung. Das sensible Kind nimmt an Robinsons Entsühnung lebhaftesten Anteil. Indem es sich identifiziert, erlebt es selber die Reinigung, die Katharsis des Helden. Der starke religiöse Ein- schlag in Defoes Roman darf im Hinblick auf diese Wirkung als Positivum gewertet werden. Er muss einer Jugendausgabe im Wesentlichen erhalten blei- ben. Natürlich nicht so, wie Campe es macht, der seinen Robinson den Jüngeren in Momenten höchster Not fromme Sprüche, ja lange Gellert-Lieder auf- sagen lässt. Nein, da wirken Defoes Reflexionen ent- schieden sympathischer, weil natürlicher und aus der Situation herausgewachsen. Kürzungen und Anpassung

an die kindliche Fassungskraft sind, wie gesagt, auch hier möglich und ratsam.

4. *Die Kampfszenen* auf der Insel sind so zu gestalten, dass sie nicht niedere Triebe wecken.

Die Kannibalmahlzeiten gehören zum Aufregendsten, was kindliche Leser im Banne der Robinsonlektüre miterleben können. Als Retter und in Notwehr handelt Robinson, wenn er die Wilden erschießt, um Freitag und später den Spanier zu befreien. Das Totschiessen gehört — Gott sei's geklagt! — zur heutigen Wirklichkeit, und da wir die Kinder nicht neben der Wirklichkeit vorbei erziehen wollen, hätte es keinen Sinn, ihnen diese Partien der Erzählung vorzuenthalten. Hingegen scheint es mir nicht gerechtfertigt, die lange Folge bluttriefender Abenteuer, die den zweiten Teil des Romans füllen, ins Jugendbuch hinüberzunehmen. Wenn irgendwo, so ist hier die Kürzung erlaubt.

5. *Kapiteleinteilung* mit guten Kapitelüberschriften, ein flüssiger und verständlicher Stil (nicht lange Satzkonstruktionen) und guter Druck erhöhen die Lesbarkeit eines Buches; sie sind für das Jugendbuch ganz besonders wünschbar. Der Urrobinson hat keine Kapiteleinteilung. Dem ersten Teil «Life and adventures of Robinson Crusoe» folgt ein zweiter Teil «The further adventures of Robinson Crusoe»; das ist die ganze Einteilung. Die Bearbeiter haben ziemlich allgemein diesen Mangel empfunden und korrigiert. Doch sind nicht alle gleich geschickt bei ihrer Unterteilung vorgegangen. Fritz Gansberg liefert hiefür in seiner kleinen Robinson-Bearbeitung (Aus deutschem Schrifttum) das negative Beispiel.

6. Künstlerisch vollwertige *Illustrationen* sind für eine Jugendausgabe unerlässlich.

Ueber den Wert guter Illustrationen zu schreiben, hiesse längst Gesagtes wiederholen. Bei einem Jugendrobinson jedenfalls handelt es sich darum, dem kleinen Leser richtige Vorstellungen zu geben von einer Seefahrt, vom Meer, einem Kauffahrteischiff zu jener Zeit, von einer tropischen Insel, ihrer Fauna und Flora, wie sie im Roman geschildert sind, einer Hafengstadt usw. Doch wird der Künstler, der seine Aufgabe ganz erfasst hat, sich von der blossen Sachlichkeit, die der Phantasie kein Weiterspinnen mehr erlaubt, ebenso fern halten wie von der bloss andeutenden, mit Impressionen spielenden Skizze, für die das kindliche Auge noch nicht reif genug ist.

*

Nach diesen eben erläuterten Gesichtspunkten möchte ich nun die eingangs genannten Robinson-Bearbeitungen einer kritischen Durchsicht unterziehen. Die Stichelbergsche Bearbeitung des Vereins Bern für Verbreitung guter Schriften ist — zum Glück, möchte ich sagen — vergriffen und nicht wieder aufgelegt worden. Der «Robinson Crusoe» des Verlags «Gute Schriften», Basel, hält sich, wie schon der Titel besagt, an den Urtext.

Um gerade mit diesem Buche anzufangen: Diese schweizerische Ausgabe befriedigt nicht in allen Teilen. Anzuerkennen ist die sorgfältige Sprache, die vom Zeitkolorit noch ein Gewisses festhält. Nichts Wesentliches vom Original — weder im Stofflichen, noch im Gefühlsmässigen — ist verlorengegangen. Ich hätte aber im 2. Kapitel die Stelle von der unmöglichen Löwenjagd gestrichen. Der Schluss scheint mir verfehlt. Die zusammenfassende Berichterstattung lässt

alle Stimmung vermissen. Da hat es Otto Ernst in seinem «Robinson Crusoe» (Union Deutsche Verlagsanstalt) besser gemacht. Er lässt seinen Helden einen still-ergriffenen Abschied von seiner Insel nehmen, und die Geschichte klingt dann stimmungsvoll aus mit der Vorstellung des müdgewordenen, erfahrungsreichen Alten, der seinen Söhnen weise Räte gibt. Ob diese Räte richtig — sie sind deutschnational betont —, bleibe dahingestellt. Jedenfalls befriedigt sein Schluss künstlerisch besser als der der «Gute-Schriften»-Ausgabe. Deren Illustrator, Theo Glinz, führt einen poetisch beschwingten Zeichenstift. Doch zweifle ich, ob alle seine krausen Zeichen und Striche von Kindern richtig gedeutet werden können. Bei den Illustrationen auf Seiten 20, 21, 33, 36, 39, 43, 52 und 67 möchte ich das bestreiten. Viele sind auch sachlich etwas dürftig.

Von deutschen Ausgaben sind die von Alfred Zacharias aus dem Wiking-Verlag, Berlin, und die von Will Vesper aus dem Gerhard-Stalling-Verlag, Oldenburg i. O., im Katalog verzeichnet. Die erstere entspricht in allen Punkten dem, was ich für eine Schweizer Ausgabe als wünschbar erachte. Einzig die Kapiteleinteilung fehlt ihr. Der Text beschneidet den Rahmen um das Inselerlebnis herum auf das richtige Mass. Einleitung und Schluss sind geschickt formuliert. Die farbigen Holzschnitte haben ausgezeichnete Schmuckwirkung und sind trotz starker Stilisierung sachlich voll Gehalt. Die typographische Ausstattung — grosse, schöne Bodonischrift — ist glänzend. Der Preis für den schmucken Halbleinenband mit Fr. 6.75 ist aber für unsere Schülerbibliotheken reichlich hoch.

Die zweite entbehrt ziemlich alle die eben genannten Vorzüge, abgesehen von einem guten Druck und dem Vorteil der Kapiteleinteilung, den sie voraus hat. Sie überbetont das Abenteuer, bezieht darum auch den zweiten Teil des Defoeschen Romanes mit ein, der, wie schon dargetan, kein wertvolles ethisches Element enthält. Es wird da schrecklich viel überfallen, geschossen und gestochen, oder mit dem Gewehrkolben erledigt. Der Illustrator Hans Pape geht hierin mit Wonne mit. Seine Federzeichnungen wimmeln von angreifenden oder fliehenden Meuterern und Wilden. Papes zielsichere Kunst wäre einer besseren Sache würdig. Im ganzen ein seiner feineren Substanz beraubter Robinson Crusoe, wie ich ihn der Schweizerjugend nicht empfehlen möchte.

Hans Hoff, der Bearbeiter der Benzigerschen Ausgabe, glaubte auch, der Jugend den ganzen Abenteuer Robinson Crusoe schuldig zu sein. Er erzählt ausführlich die ersten Seereisen des Helden mit dem Seeräuber-Ueberfall, seine Flucht aus der Sklaverei der afrikanischen Küste entlang bis zu den Negern Guineas, eingeschlossen das fragwürdige Löwenabenteuer, die Begegnung mit dem portugiesischen Handelsschiff und die glückliche Rettung, die Ueberfahrt nach Brasilien und Robinsons Erleben als Pflanzer daselbst. Abgesehen von der oben schon kritisierten Löwenjagd könnte man mit diesem Teil einverstanden sein. Weitergehende Kürzungen wären angebracht am Schluss der Erzählung. Wegfallen dürfte füglich die Reise durch die Pyrenäen aus den schon oben erläuterten Gründen. Einem Jugendbuch nicht angemessen ist ferner die Ausführlichkeit, mit der das Tun der drei Bösewichte auf der Insel während Robinsons Abwesenheit geschildert wird. In einem Schlusskapitel wird kurz noch Freitags Tod im Kampfe mit den seefah-

renden Kannibalen erzählt. Dann schliesst der Bearbeiter mit einer pädagogischen Wendung, die mir nicht geglückt zu sein scheint: «Wenn abenteuerlustige Jungen zum alten Robinson kamen, erzählte er ihnen seine Geschichte, um ihnen zu zeigen, dass das Leben in fremden Ländern neben Interessantem auch Leid und Entbehrungen bringt. Auch ermassen sie an der Traurigkeit des Alten, wie sehr Ungehorsam gegen die Eltern zu Leid und Reue führt.»

Hoff hat seinen Robinson in die Er-Form gesetzt. Er hat sich dadurch des Vorteils begeben, den die Ich-Form einer Erzählung bringt: nämlich des Vorteils, dass der Leser den Helden als eine Persönlichkeit vor sich hat, die alles Geschehen in oder an sich erlebt und erleidet und die dadurch das Mitempfinden und Miterleben des Lesers in erhöhtem Masse für sich hat. Die Er-Form versetzt alles Geschehen in eine hintere Gefühlslinie zurück; die Anteilnahme des Lesers entspricht ungefähr der des Zuhörers im Gespräch, in dem von einer dritten, nicht anwesenden Person die Rede ist. Es ist nicht ersichtlich, was den Verfasser bewogen hat, von der Vortragsform des Originals abzugehen.

Bedenkliche Mängel zeigt das Werk in stilistischer Hinsicht. Wir finden da die für die primitive Schundschrift charakteristischen Wendungen: alles geht schnell, rasch, im Nu; verkleinernde oder vergrössernde oder einschränkende Adverbien oder Epitheta sind beliebt; nur nicht Wirklichkeitsdarstellung, die Mühe macht, dem Schreiber oder dem Leser. Ich zitiere von vielen angestrichenen Stellen nur eine kleine Auswahl:

S. 35: «Schnell wie der Wind sprang Xury (so heisst der mit Robinson flüchtende Mohrenknabe) nun an den Strand und holte die Geschenke (der Wilden) ins Boot.» S. 37: «Sofort fielen die Wilden über den Leoparden her und zogen ihm im Nu mit ihren scharfen Holzmessern das prachtvolle Fell ab. Rasch war ein Feuer angezündet, über dem sie die besten Fleischstücke brieten.» S. 43: «Alles wickelte sich ab, wie es geplant worden war.» S. 82: «... dann fiel er *hinterwärts* (statt rücklings) auf den Boden.» Dieser Fehler wiederholt sich. S. 198: «Er (Freitag) küsste ihn (seinen Vater) unzählige Male, wobei ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen...» S. 234: «Als der erste Steuermann sich über ihn beugte, war er schon tot und stand seine Seele vor dem ewigen Richter.» S. 294: «... gab er den ersten Schuss ab und knatternd folgten die andern.» S. 310: «Ich werde meine Eltern jetzt bald wiedersehen» (im Jenseits), schloss Robinson seine Erzählung *oft*, «und das wird der schönste Augenblick meines merkwürdigen Lebens (sic!) sein.»

Der Verlag hat das Buch sehr gut ausgestattet: mit 5 Farbtafeln und 57 Zeichnungen von Otto Betschmann und mit schönem Bodoni-Druck. Betschmanns Illustrationen sind ansprechend, nur etwas zu schön und zu fertig. Siehe meine Ausführungen unter Punkt sechs. Es ist zu bedauern, dass der Text so gar nicht der äusseren Ausstattung des Buches entspricht. Nur eine gründliche Uebersetzung bei Anlass einer zweiten Auflage könnte uns den repräsentativen Robinson Crusoe geben, den wir der Schweizerjugend wünschen möchten.

H. Bracher.

Kinderreim und Kinderlied

(Anstatt einer Buchbesprechung)

Wer von Volksliedern spricht, denkt gewiss in erster Linie an die Singweise, an das zu Singende, weniger an den Text; ein Volksliederbuch ist ihm selbstverständlich ein Singbuch. Anders scheint es sich beim *Volkskinderlied* zu verhalten. Wenigstens bringen die meisten der bekannten Sammlungen von Kinderreimen — siehe Literaturnachweis auf S. 227 des zu besprechenden Buches — keine Melodien. So auch das älteste, grundlegende Werk, «Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz» von Ernst Ludwig Rochholz (1857); der Verfasser scheint darin keinen Mangel zu sehen, da er sich mit keinem Wort über diese Seite der «Lieder» äussert. Gertrud Zürichers monumentale Sammlung «Kinderlieder der deutschen Schweiz», erst 1926 erschienen, blieb ebenfalls ohne die zugehörigen Singweisen. Der angedeutete Unterschied zwischen Volkslied und Kinderlied ist zwar verständlich, da ja schon in Reim und Rhythmus des letzteren so viel Musik liegt, dass das sprechende Kind manchmal selber eine Singweise findet. Wie selbstverständlich ist z. B. die Melodie zu «Roti Rösli im Garten», die sich in der Bewegung ganz der Sprechbetonung anschmiegt. Dennoch ist der Wunsch vieler Mütter nach einfachen, volkstümlichen Liedchen begreiflich. Die erste umfassende Sammlung von Melodien — zu mehr als 250 Reimen — enthält das 1897 erschienene Standardwerk «Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge...» von Franz Magnus Böhme. Aus der Schweiz verzeichnet er zwar viele Reime aber keine Melodien ausser dem Schimmelreiter.

Da füllt denn das auf letzte Weihnacht herausgekommene schöne Buch «Röselichranz»¹⁾ von Alfred und Klara Stern eine längst empfundene Lücke aus. Nun wissen Eltern, Lehrer und Kindergärtnerinnen, wo das alte Volksgut sich findet, von dem bisher ein kleiner Teil in Gesangbüchern zerstreut und allzu sehr durch künstliche und gekünstelte Liedchen überschattet war. Alle die vielen Arten von Kinderliedchen sind vertreten; den Spielliedchen sind die nötigen Erklärungen (hochdeutsch) beigelegt. Gewissenhaft sind Herkunft von Melodie (oben) und Text (unten) angegeben. Es fällt auf, wie sehr ungleich die Ursprungsorte der Melodien sich über das Land verteilen: Kanton Bern, (Heimat der Herausgeber?) ca. 40, Graubünden 20, Basel-Stadt 15, Zürich 10, Basel-Land 8, aus andern Kantonen weniger oder vereinzelt, fast gar nichts aus der Urschweiz (was ich mir nicht recht erklären kann). Für den Gebrauch des Buches hat diese Ungleichheit natürlich keine Bedeutung. Es ist ja wohl nicht anzunehmen, dass alles noch die alten ursprünglichen Melodien seien (wie eine Sammlung vor 80, 90 Jahren sie ergeben hätte). Durch den «Gebrauch» im Kinderkreis wird manche Weise abgeschliffen oder umgeformt worden sein. Aber da haben eben die Kenner das wirklich kindertümliche herausgeholt. Die Zahl der Motive scheint mir grösser, als Böhme sie damals gefunden haben will. Das mag, wie angedeutet, der schöpferischen Gestaltungskraft des Kindes zuzuschreiben sein, wobei der indirekte Einfluss von Schule und Kindergarten nicht ganz auszuschliessen ist. Etwa ein Dutzend Liedchen sind von den Herausgebern beigelegt worden, und diese scheinen mir wirklich «im Bereich des eigentlichen Kindertongutes zu bleiben und doch den Gehalt der Verselein zu treffen». Unter den vielen eingestreuerten Versen ohne Noten mögen etliche zum erstmal im Druck erscheinen oder Varianten zu Bekanntem sein. Mit bemerkenswerter Einfühlungsgabe hat Berta Tappolet das Buch illustriert und die vielen Motive, die der Verdeutlichung und der Ausschmückung dienen, auf dem fröhlichen Umschlag gesammelt. Ueberzeugt und dankbar stimmt man dem Obmann der Schweiz. Trachten-Volkslieder-Vereinigung, Dr. Ernst Laur, und der Präsidentin des Schweizerischen Kindergartenvereins, Emmy Walser, zu, die je in einem Geleitwort den Röselichranz warm empfehlen.

Rob. Suter.

¹⁾ Alfred und Klara Stern, *Röselichranz. Volkslieder der Schweiz*. Mit Bildern von Berta Tappolet, 228 S. In Leinen Fr. 14.50; in 4 Teilen, kart., je Fr. 4.— (Morgartenverlag, Zürich).